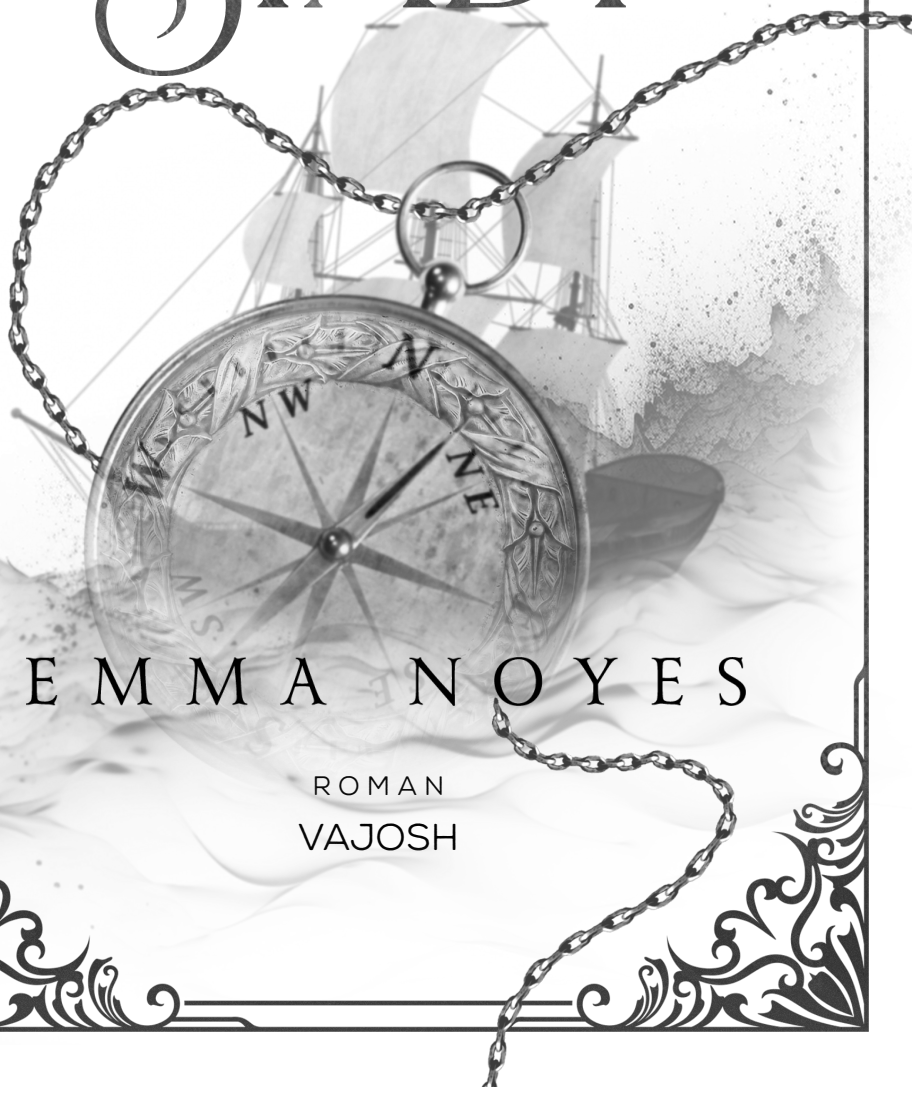


Emma Noyes

**Die Versunkene Stadt
(Band 1)**

Übersetzt von Lydia Borsboom

DIE VERSUNKENE STADT



EMMA NOYES

ROMAN
VAJOSH

Für Kendall

TEIL 1

The background of the page is an abstract composition. The lower half features fluid, wavy, marbled patterns in shades of light gray and white, resembling liquid or smoke. The upper half is a lighter, off-white area with a fine, speckled texture, similar to dust or a fine grain. The overall effect is ethereal and artistic.



KAPITEL

I

An dem Tag, an dem ich mein sterbliches Leben ruiniere, denke ich, dass ich auf Gold gestoßen bin.

Es ist Spätfrühling, oder vielleicht Frühsommer. Schwer zu sagen. Draußen auf dem Wasser leben wir nicht nach dem von der Gesellschaft vorgeschriebenen Kalender, der in Wochen, Monate und Jahre eingeteilt ist, sondern nach Sonnenaufgängen und Sonnenuntergängen, dem Vorüberziehen von Stürmen und dem Wechsel der Gezeiten. Der Zeit, die von der Natur selbst diktiert wird.

Ich weiß dies: Die Sturmsaison steht vor der Tür. Die Luft – selbst in der trockensten aller Jahreszeiten feucht – scheint in sich selbst zu ertrinken. Ich schlüpfte aus meiner Hängematte und laufe die Treppe hinauf, wobei ich darauf achte, keinen der schnarrenden Männer um mich herum zu wecken. Auf dem Weg nach draußen hole ich mir eine hölzerne Schwimmbrille, die in einer Kerbe am Geländer hängt. Trübes Orange vom Sonnenaufgang strömt durch die Luke. Ich schiebe sie auf und setze mir währenddessen die Schwimmbrille auf den Kopf.

Heute Morgen ist der sechsundsechzigste Tag unserer Suche nach der Truhe von Leigh Ashworth. Wir haben mehr als ein Dutzend Orte durchkämmt und sind letzte Woche hier gelandet – in einer Bucht, die eine namenlose Insel südlich von Port Royal schneidet. Eine zuverlässige Quelle hat uns hierhergeführt – zumindest so zuverlässig, wie eine Quelle in den schäbigen

Tavernen von Tortuga Island sein kann. Diese Koordinaten, die wir einem verzweiferten Seemann nach ein paar Bier abgekauft haben, sind der letzte bekannte Standort von Ashworths Schiff, bevor es samt Besatzung vom Meer eingeholt wurde.

Das ist ein großer Moment für mich. Mein ganzes Leben lang wurde mir verboten, an Schatztauchgängen teilzunehmen. Von *allen* Aktivitäten der Besatzung wurde ich ausgeschlossen: Überfällen, Rettungen, Ausgrabungen, Gewinnen, Hafenbesuchen. Es ist egal, dass ich auf diesem Schiff aufgewachsen bin. Egal, dass ich es besser kenne als das Innere meines eigenen Kopfes. Es ist egal, dass meine Hände beim Takeln, Hissen und Knoten genauso geschickt sind wie die der anderen, dass ich lesen und schreiben und Brüche addieren kann, während die meisten von ihnen nie gelernt haben, etwas anderes als R-U-M zu buchstabieren. Ich bin immer noch ein Mädchen. Und ein Mädchen plündert und brandschatzt nicht.

Wenn es an der Zeit ist, ein Schiff zu plündern, sperrt mich mein Onkel, der berüchtigte Captain Omar, mit nichts als einem Buch und zwei frisch geschliffenen Dolchen in sein Quartier – nur für den Fall, dass der Feind an Bord kommt.

O ja. Ich weiß, wie man kämpft. Natürlich weiß ich das. Ich habe mit neun Jahren mit dem Unterricht begonnen, als mir Ibe, der Erste Offizier, zwei abgeschabte Äste in die Hand drückte und mir sagte, ich solle mich wehren.

Zuerst war Onkel Omar wütend. Er rief Ibe in sein Quartier, und ich hockte mich direkt vor die Tür und lauschte. Ich konnte mir die beiden in der Kabine vorstellen: Onkel Omar hinter seinem Schreibtisch, die Arme zu beiden Seiten der Karte in der Mitte ausgestreckt. Ibe in der Ecke, halb zuhörend, halb durch das Bullauge auf die Wellen draußen starrend. Ich hörte, wie mein Onkel seinem Ersten Offizier jeden letzten Rest Würde entriss.

Als er fertig war, wurde es still in der Kabine.

Dann, so leise, dass ich es fast nicht hören konnte: »Du kannst sie nicht ewig beschützen, Captain.«

Ein weiterer Schlag der Stille.

Ein langer Seufzer von Onkel Omar. »Bring es ihr wenigstens mit echten Dolchen bei, wenn es sein muss.«

Am nächsten Tag überreichte mir Ibe zwei Dolche mit Griffen aus tiefstem Türkis. Sie seien von meiner Mutter angefertigt worden, sagte er. Ein Geschenk von ihr an meinen Onkel Omar, damals, als mein Vater, der legendäre Jaguar James, noch Captain war und Omar der Erste Offizier. Vor der Welle, die meine beiden Eltern aufs Meer hinausgetragen hatte.

Die Dolche sind meine treuen Begleiter. Ich lege sie nie ab. Nicht einmal zum Schwimmen.

»Du bist früh auf, Lass«, sagt eine Stimme hinter mir.

Ich springe auf und drehe mich herum, wobei meine Hände die Griffe der Dolche meiner Mutter packen. Wenn es Captain Omar ist, der hinter mir steht, werde ich einfach wieder ins Bett geschickt, aber wenn es einer der neueren Rekruten ist – die dreckigen, betrunkenen Männer, die wir in New Providence oder Tortuga aufgreifen – muss ich auf der Hut sein. In ihren Augen haben Frauen auf See nichts zu suchen. Es sei nicht nur unpassend, sondern ein *Fluch*. Eine Frau auf See berge immer das Risiko der Magie.

Um mich zu ruinieren, braucht es nur ein Wort: *Hexe*. Ein Geflüster von einem Mann zum anderen. Ein Fluch auf meinem Namen, der auf dem Schiff herumgereicht würde wie eine Flasche Rum. Ein Gerücht, das mit Sicherheit damit enden würde, dass mein toter Körper ins Meer geworfen würde. Ich wurde dazu erzogen, Hexerei zu hassen. Sie mit jedem Herzschlag zu fürchten, mit jedem Zentimeter zitternder Haut. Vor dem Schlafengehen streckte sich die Mannschaft in unseren Hängematten aus und erzählte sich Geschichten aus ihrer Heimat – Geschichten über das Böse, über kannibalische Hexenzirkel und seelenraubende Zaubersprüche und Pakte mit dunklen Geistern. Hexen sind weitaus schlimmer als Flüche und Tränke; sie verursachen Erdbeben und Epidemien, Flutwellen, Armut und

Unfruchtbarkeit. Sie versammeln sich auf Friedhöfen und laben sich an den Gebeinen der Verstorbenen. Sie hören Stimmen. Sie schließen Pakte mit bösen Geistern und tauschen ihre Seelen gegen Flüche auf diejenigen, die ihnen Unrecht tun. Das Einzige, was Piraten mehr fürchten als die Schlinge der Royal Navy, ist Magie an Bord ihres Schiffes.

Siebzehn Jahre lang habe ich alles getan, um meine eigene Weiblichkeit herunterzuspielen. Ich habe meine Locken bis zu den Ohren geschnitten. Habe schmutzige Hosen angezogen. Nahm Schlucke Rum, wenn Omar nicht hinsah. Habe Fässer geschleppt, bis meine Arme vor Muskeln strotzten. Es ist ein Spiel der Tarnung. *Wie schnell kann ich den Lebensstil eines Mannes übernehmen? Wie gut kann ich mich anpassen? Wie lange dauert es, bis sie meine Weiblichkeit ganz vergessen haben?*

Zum Glück ist der Mann hinter mir keiner der neueren Rekruten. Es ist Ian, einer der beiden schottischen Brüder, die mein Lieblingspaar an Bord der *Moonsadow* bilden. Er muss letzte Nacht Wache gehalten haben. »Noch ein letzter Versuch, die Truhe zu finden?«, fragt er lächelnd.

Ich nicke.

Er zwinkert. »Braves Mädchen.«

An diesem Morgen ist fast niemand an Deck. Wir befinden uns in freundlichen Gewässern, was bedeutet, dass wir nur eine leichte Besatzung brauchen, um die ganze Nacht über Wache zu halten. Ich schaue mich um und scanne das Steuer und das Vorderdeck nach Anzeichen von Onkel Omar ab, aber alle Bereiche sind sauber. Er schläft also in seinem Quartier.

Er ist nicht wirklich mein Onkel. Soviel ich weiß, habe ich keine lebenden Verwandten. Aber Omar war der Erste Offizier meines Vaters, und das machte sie so gut wie zu Brüdern.

Das bedeutete auch, dass Omar, als ein sintflutartiger Sturm die halbe Besatzung der *Moonsadow* über Bord spülte – meine Eltern eingeschlossen –, sowohl Captain als auch mein offizieller Vormund wurde.

Wir kommen nicht immer miteinander aus. Omar glaubt, dass es seine erste Aufgabe ist, mich vor einem Leben als Piratin zu schützen, und ich glaube, dass es mein erster Job ist, eines Tages Captain des Schiffes zu werden.

Hier stehe ich also: mit beiden Füßen auf dem Seitenbord, die Schwimmbrille auf dem Gesicht, der einteilige Baumwollbadeanzug flattert im Wind.

Im Moment ist es mir strengstens untersagt, ein offizielles Mitglied dieser Crew zu werden. Aber ich träume immer noch davon. Ich liege immer noch wach in meiner Hängematte und stelle mir vor, wie meine Mutter und mein Vater auf ihrem eigenen Schiff erscheinen, einem Schiff wie der *Moonsadow*. Wir machen uns auf eigene Faust auf den Weg. Wir durchkämmen jede Insel in der Karibik und füllen unseren Laderaum mit so vielen Schätzen, dass unser Schiff sinken könnte. Aber das kann nicht passieren. Meine Eltern sind tot, und die einzige Familie, die ich noch habe, ist eine Mannschaft von Halunken, die mich lieber in den Laderaum eines Schiffes sperren würden, als mich frei herumlaufen zu lassen. Meistens sehe ich die Karibik durch die Fenster der *Moonsadow* – enge, runde Darstellungen des Paradieses. Eine begrenzte Sicht auf das Leben, das ich führen könnte.

Aber ich bin jetzt siebzehn. Dies ist mein Moment. Meine Chance, zu beweisen, dass ich es verdiene, aus meiner Arrestzelle unter Deck befreit zu werden und frei umherstreifen zu dürfen, um die Männer bei ihren Abenteuern zu begleiten. Gestern habe ich sechs Stunden damit verbracht, den Meeresboden abzusuchen, nur um nichts zu finden. Letzte Nacht habe ich, anstatt zu schlafen, mein mentales Bild des Sandes immer wieder durchkämmt. *Habe ich unter diesen Felsen nachgesehen? Zwischen den Seetangbüscheln, drüben am Riff?*

Ich werde Ärger bekommen. Ich weiß, dass ich das werde. Omar mag es nicht, wenn ich unbeaufsichtigt schwimme. Er mag es nicht, wenn ich *irgendetwas* unbeaufsichtigt tue, wirklich nicht.

Er mag eine Mannschaft voller Schurken und Seeräuber anführen, Männer, die keinem Amt, keiner Regierung und keinem Buch des Seerechts gehorchen, aber wenn es um mich geht, ist er plötzlich der Wachtmeister der Sieben Meere.

»Man weiß nie, in diesen Gewässern«, sagt er immer. »Man weiß es einfach nie.«

Aber ich habe ein Gefühl, was dieses bestimmte Gewässer angeht. Das habe ich. Ich habe keine *Beweise*, um dieses Gefühl zu bestätigen – nicht mehr als ein Kribbeln in meinen Fingerspitzen, das gleiche, das ich jedes Mal bekomme, wenn wir uns einem großen Fund nähern – wenn ich also Omar sage, er soll bleiben, wird er nur die Stirn runzeln und sagen: *Gefühle finden keine vergrabenen Schätze*.

Aber das tun sie. Ich bin mir sicher, dass sie es tun. Und ich werde es beweisen.



Wenn du an Piraten denkst, was ist dein nächster Gedanke? Wahrscheinlich *ein Schatz*, oder? Ob vergraben, versunken oder von einem anderen Schiff gestohlen. Und klar – Schätze sind schön. Schätze glänzen und sind wertvoll und locken mit der Aussicht auf ein besseres Leben. Aber wir sind nicht nur wegen der Juwelen Piraten. Wir sind nicht nur wegen Gold oder Silber oder Truhen voller kostbarer Edelsteine Piraten. Wir sind auch Piraten für die Freiheit. Wir haben das Meer gewählt, weil es jenseits des Gesetzes existiert. Ein eigenes Reich, wild und unberührt. Es liegt in der Natur der Sache, dass man als Pirat gegen eines der Zehn Gebote Gottes verstößt – *du sollst nicht stehlen* – , es hat *also* keinen Sinn, die christliche Moral zu befolgen, oder? Außerdem sind die Alternativen, wenn ich ehrlich bin, furchtbar. *Ehrliche* Seeleute werden oft zum Dienst gezwungen,

erhalten fast keinen Lohn und werden für das kleinste Vergehen verprügelt. Omar mag einschüchternd sein, aber er bezahlt seine Männer gut und rührt sie nie an.

Natürlich ist ein Piratenschiff trotz des Schutzes durch meinen Onkel kein Ort, an dem ein kleines Mädchen aufwachsen sollte. Im Gegensatz zu dem, was in den Liedern und Legenden erzählt wird, besteht unser Leben nicht nur aus Abenteuern im Dschungel, dem Gang über die Planke und dem Baden in einer mit Gold gefüllten Wanne. Es ist schmutzig. Und es ist gefährlich. Willst du ein Bad nehmen? Vergiss es. Das Beste, was wir bekommen, ist ein verschimmeltes Stück Seife im Meer.

Jedes Jahr sterben Besatzungsmitglieder – nicht nur durch Schüsse. Wir verhungern. Wir dehydrieren. An Ruhr und Skorbut sterben weit mehr von uns als an Kampfwunden. Es ist ein Wunder, dass ich nicht in ein Schwert gefallen bin oder mich mit einer Pistole erschossen habe oder von einem Hai gefressen wurde, bevor ich die Chance hatte, erwachsen zu werden. Und das Erwachsenenalter habe ich erreicht. Die Natur ergriff von meinem kindlichen Körper Besitz und verfluchte mich mit Brüsten und Hüften und jedem anderen unbestreitbaren Zeichen der Weiblichkeit. Ich habe es gehasst. Jeder Zentimeter meiner Haut und jedes Gramm meines Gewichts – sie kennzeichneten mich als *anders*, als Opfer eines Geschlechts, das nicht zum Piratentum taugt.

Und ich war nicht die Einzige, die das bemerkte.

Ich war zwölf, als ein Deckshelfer zum ersten Mal versuchte, sich an mir zu vergreifen. Jones, ein kraushaariger, zahnloser Seeräuber, der eine Woche zuvor zu unserer Mannschaft gestoßen war, begann, mir auf dem Schiff zu folgen und meinen neuen Körper anzustarren. Zuerst hielt er Abstand, sprach nicht und näherte sich nicht. Dennoch war ich mir seiner Anwesenheit bewusst, seiner geisterhaften Gestalt, die sich in meinem Blickfeld aufhielt.

Dann, eines Morgens, als ich die Ziegen im Viehstall melkte,

tauchte Jones' zahnloses Grinsen hinter den Hinterbeinen des Tieres auf.

»Na, Prinzessin.«

Ich versteifte mich und drückte das Euter der Ziege zu fest zusammen. Die Milch spritzte über den Rand des Eimers.

»Was willst du, Jones?«

»So spricht man nicht mit einem Mann, nicht wahr, Prinzessin?«

»Ich bin keine Prinzessin.« Der Eimer war nur halb voll. Ich wollte ihn packen und weglaufen, aber Slop würde mir den Kopf abreißen, wenn ich nur mit der Hälfte der benötigten Milch zum Frühstück käme. Ich arbeitete weiter, als ob mein Herz nicht rasen würde. »Und du bist kein Gentleman.« »Sie redet auch hübsch, was?« Jones sprach wie zu jemand anderem, aber wir waren allein. Völlig, idiotisch allein. Ich sog scharf die Luft ein. Meine Dolche ruhten wie immer an beiden Seiten meiner Beine. Ich nahm eine Hand vom Euter und legte sie unübersehbar auf meinen Oberschenkel. Jones bemerkte das nicht.

»Bist 'ne reife Mango im Sonnenschein, was, Prinzessin?« Jones legte eine Hand auf das Hinterteil der Ziege und ging vorwärts, wobei er mit den Fingern das Fell in die falsche Richtung schob. »Reif für die Ernte, würde ich sagen.«

Die Ziege scharrte mit den Hinterhufen.

Jones holte aus. Er streckte seine freie Hand aus und packte meinen Oberarm, wobei sich seine Nägel wie Fesseln in meine Haut bohrten. Ich sprang zurück, aber sein Griff war fest. »*Lass mich los!*«, schrie ich.

»Jetzt gehörst du mir, Mädchen.« Seine Augen glitzerten vor wütender Lust. »Welchen Teil von dir soll ich zuerst kosten?«

»*Hau.*« Meine freie Hand glitt hinunter zum Griff des linken Dolches. »*Ab!*« Dann zog ich den Dolch aus der Scheide und rammte ihn durch Jones' rechte Hand in die Seite der Ziege, sodass er in ihrer Flanke feststeckte.

Blut spritzte wie aus einer undichten Fontäne. Jones stieß einen

kehligen Schrei aus. Ich konnte nicht sagen, welches Blut zu dem Tier und welches zu dem Mann gehörte.

Ich blieb nicht hier, um es herauszufinden. Ich eilte aus dem Stall und hielt nur inne, um das Gesicht der Ziege zu streicheln und eine Entschuldigung zu flüstern.

»Dummes Weibsstück!«, rief Jones mir nach. »Das wirst du bereuen! Das wirst du!«

Die enge Treppe hinauf, vorbei an dem mit Hängematten behängten Schlafdeck, durch die Luke hinaus ins helle Sonnenlicht. Ich tauchte keuchend auf, mein linker Arm war blutbespritzt. »Amare?« Captain Omar drehte sich um und sah mich vom Steuerstand aus an. Er betrachtete das Blut und den fehlenden Dolch. »Was zum Teufel hast du ...?«

»Jones ...« Ich erschauerte. »Er hat versucht ... mich zu ...«

Verständnis kroch über Omars Gesicht. Seine Augen, ohnehin schwarz wie Mitternachtsregen, verdunkelten sich zu etwas wie Höllenfeuer. »Drei von euch!«, brüllte er den Männern an Deck zu. »Jetzt!« Drei Matrosen folgten Omar durch die Bodenluke und kamen kurz darauf mit einem erdolchten, heulenden Jones im Schlepptau wieder heraus.

Ibe, der Erste Offizier, nahm Jones das Messer aus der Hand, wischte es an seiner Hose ab und reichte es mir zurück. Die drei Matrosen zogen Jones an der Reling hoch und ließen ihn kopfüber an der Bordwand herunterbaumeln. Das Boot fuhr immer noch mit voller Geschwindigkeit – mindestens zehn Knoten. Jones' Haare flatterten über seine verängstigten Augen. »Dies soll eine Botschaft an alle sein, die es wagen, meine Nichte anzufassen«, rief der Captain dem Rest der Besatzung zu. »Behaltet die Hände bei euch, oder ihr werdet bei Einbruch der Dunkelheit mit Davy Jones zu Abend essen.«

Dann ließen die Seeleute Jones los. Seine Gliedmaßen schlugen wild um sich, dann verschwanden sie ganz und gar.

Also, ja – ein Piratenschiff ist kein Ort, an dem ein kleines Mädchen aufwachsen sollte. Aber die Wahrheit ist: Die ganze Welt

ist für junge Frauen wie mich gefährlich. Es gab nur einen Ort, an dem der Captain mich in Sicherheit wähnte, und das war das Meer.



KAPITEL

2

Ich habe natürlich recht. Mit dem Schatz. Dreißig Minuten nach meiner Suche entlang des Meeresbodens, als ich auf einer von Seeigeln bewachten Sandstelle herumstochere, stoße ich mit der Hand auf Holz. Eine Wolke von Luftblasen entweicht meinen Lippen. Ich kratze mit beiden Händen über den Boden und grabe so schnell ich kann.

Und dann – ist es da. Holz und Metall. Ein runder Deckel, mindestens einen Meter breit.

Ich stoße mich vom Boden ab und paddele zurück an die Oberfläche. Als ich wieder an die frische Luft komme und mir die Brandung ins Gesicht klatscht, rufe ich: »Ich habe ihn gefunden!«

Die Männer tauchen in Sekundenschnelle auf, ihre Köpfe ragen über die Reling wie kleine Vögel aus einem Nest. Ibe, Callum, Francis, John. Einer nach dem anderen, bis etwa ein Dutzend Gesichter auf mich herabblicken.

»Maria, Mutter Gottes«, sagt Ian. »Sie hat es getan.«

Die Mannschaft wirft mir zwei Seile zu, an deren Enden Haken befestigt sind. Ich ergreife sie, tauche wieder unter und schwimme direkt auf den Grund. Ich hänge ein Seil an den Griff auf der rechten Seite der Kiste, das andere an den linken. Dann gebe ich beiden einen kräftigen Ruck. Die Seile ziehen sich straff und die Truhe springt aus dem Sand. Sie hinterlässt einen rechteckigen Abdruck. Ich stoße mich vom Boden ab und schwimme nach oben, um dem Schatz ins Sonnenlicht zu folgen.

Sobald die Truhe sicher an Bord ist, helfen mir die Männer über die Reling. Ibe wirft einen der Haken zurück ins Wasser. Ich schiebe einen Fuß über die runde Basis des Hakens und ergreife mit beiden Händen das Seil. Dann ziehen mich die Männer mit einem geübten »*Hau ruck!*« aus dem Wasser.

An Deck finde ich ein fröhliches Chaos vor. Die Männer rennen hin und her, holen Pistolen und Schwerter und schreien nach dem Captain. Ian und Callum streiten sich über den Inhalt der Truhe.

»Wahrscheinlich ist sie nicht einmal von Leigh Ashworth«, sagt Callum. »Ich wette, sie ist voll mit Büchern, Schnaps und anderem nutzlosen Zeug.«

»Ne«, sagt Ian. »Diese Koordinaten sind genau dort, wo das Schiff gesunken ist.«

»Wo der Mann *gesagt* hat, dass es gesunken ist. Er könnte gelogen haben.«

»Nay. Der Mann war sturzbetrunken. Der hätte seine ganze Lebensgeschichte erzählt, wenn ich danach gefragt hätte.«

»Was du nicht getan hast.« Ian hält inne. »Und seit wann hältst du Schnaps für nutzlos?«

Ihre Diskussion wird durch das Knallen von Holz auf Holz unterbrochen, als Onkel Omars Tür aufschlägt. Die Männer verstummen. Sie schlurfen auseinander, um ihrem Captain Platz zu machen. Omar mustert die Menge, die Augen skeptisch wie immer. Es gibt eine lange Pause, in der ich praktisch hören kann, wie sich die Blasen der Besatzung darauf vorbereiten, sich zu entleeren.

»Ich hoffe, das ist gut, Männer.« Omar beginnt einen langsamen Gang über das Deck. Seine Stiefel klacken und klappern und die Silbermünzen, die an ihren Riemen befestigt sind, erwecken den Eindruck, als trage er Ketten in seinen Taschen. »Weil ich gerade mitten im einzigen guten Schlaf war, den ich diesen Monat hatte, und ...«

Er kommt zum Stillstand.

Die Mannschaft verteilt sich noch weiter und lässt mich allein neben der Truhe zurück.

»Ist das ...?« Omar tritt vor.

Ich lege eine Hand auf den Deckel. »Ay«, sage ich.

»Wann?«

»Gerade eben.« Ich halte inne. »Ich habe früh angefangen.«

Ich warte mit angespanntem Rücken, während Omar herüberkommt und die Silbermünzen mit jedem Schritt bedrohlich klappern. Ich mache mich auf seinen Zorn gefasst. Auf einen Vortrag über Haie, Stachelrochen oder feindliche Schiffe, die unangekündigt aus dem Morgennebel auftauchen. Er bleibt kurz über der Truhe stehen, die Augen blicken auf mich herab. Ich richte mich auf und versuche, unter seinem Blick nicht zusammenzubrechen.

Und dann bricht er in ein Grinsen aus.

Er beugt sich hinunter, hebt mich hoch und schwingt mich in einem weiten Kreis. Ich lache und der Rest der Mannschaft jubelt. »Das ist mein Mädchen«, flüstert er so, dass nur ich es hören kann. »Das ist mein Mädchen.«



Die *Moonsshadow* ist ein Dreimastschoner aus Weißeiche, der mit wasserfester Farbe nachtschwarz gestrichen ist. Vorne ragt ein langer, schnörkelloser Bugspriet heraus. Unter Deck ist das Schiff in drei Ebenen unterteilt: unten für die Ladung (Proviand, Beute, Munition, Brig), die Mitte für den Wohnbereich (Hängematten zum Schlafen und Bordküche) und oben für die Kriegsführung (Kanonen, Entermesser, Quartier des Captains).

Schoner sind ein Wirrwarr aus Seilen und Tauwerk. Ein Rätsel, das von denen gelöst werden muss, die mit den Gezeiten leben. Ein Rätsel, das ich mit der Zeit immer mehr lieb gewonnen habe.

Im Jahr 1717 geriet die *Moonsadow* vor der Küste von New Providence in einen heftigen Sturm. Sie wurde ziemlich stark beschädigt und verlor die Hälfte ihrer Besatzung – meine Eltern eingeschlossen. Zu den Überlebenden gehörte ihr Erster Offizier Omar Rodriguez, der mit dem neugeborenen Kind von James und Mira im Arm aus der Brandung auftauchte.

Ich wurde auf Omars Rücken großgezogen. Er band meinen winzigen Körper mit einem Stück geschorenem Segel an seinen und nahm mich nur ab, um mich zu füttern oder meine Windeln zu wechseln, die aus alten Segeltuchsäcken gefertigt waren. Manchmal, wenn er zu beschäftigt war, um mich selbst zu füttern, befahl er der Mannschaft, es für ihn zu tun. Es kam vor, dass ein Deckshelfer dem Captain folgte und versuchte, mir eine Flasche in den Mund zu stecken.

Omar weigerte sich, mich direkt an die Besatzung zu übergeben. Er vertraute ihnen nicht genug – woher sollte er wissen, dass sie mich nicht betrunken fallen lassen, mich vergessen oder an einen Menschenhändler im Hafen verkaufen würden? Die Loyalität eines Piraten ist so dünn wie Fischdraht – um ihn zu durchtrennen, braucht man nur eine Schere und den richtigen Preis. »Egal, wie loyal ein Mann mit seinen Worten ist«, sagt Omar immer, »man weiß nie, welche Pläne in seinem Herzen schlummern.«

Und so wuchs ich auf – festgeschnallt auf dem Rücken des gefährlichsten Piraten der Karibik.



Was macht eine Frau zu einer Frau? Sind es ihre Brüste? Ihre gebärfreudigen Hüften? Das Fettpolster, das einen Bauch umgibt, der eines Tages so viele Kinder wie möglich tragen wird? Ist es das Blut, das einmal im Monat aus ihr fließt und zukünftige

Kinder verspricht? Oder ist es etwas ganz anderes? Als ich zum ersten Mal blutete, dachte ich, es sei Hexerei. Zuerst dachte ich, es sei ein Schnitt. Ein Schnitt *da unten*.

Ich schnappte mir einen Haufen schmutziger Tücher und stopfte sie in meine Hose, um das Bluten abzuwarten. Eine Stunde später hatte es immer noch nicht aufgehört. Zwei Stunden. Zwei *Tage*. Nichts.

Das war der Moment, in dem ich anfang, in Panik zu geraten.

Sechs Tage vergingen, bis die Blutung endlich aufhörte. Sechs Tage lang wurde heimlich Wäsche gewaschen, blutiger Stoff vom Heck des Schiffes geworfen und den Haien überlassen. Ich war außer mir. Habe ich Omar davon erzählt? Mein Leiden war eindeutig das Ergebnis von Magie; wie sonst könnte eine Person sechs Tage lang ununterbrochen bluten, ohne eine klare Ursache zu haben? Und war ich das Opfer oder die Quelle?

Dann, drei Wochen später, passierte es wieder. Und im nächsten Monat wieder.

Und wieder.

Niemand hat mir die Menstruation erklärt. Warum sollte ein Boot voller betrunkenen Männer einem heranwachsenden Mädchen so etwas erzählen? Es mochte klug sein, den Captain auf das mögliche Vorhandensein von Magie auf seinem Schiff aufmerksam zu machen, aber es barg auch ein Risiko – da ich die einzige Frau an Bord war, konnten die Männer durchaus denken, dass die Magie von mir ausging. Dass ich *mich selbst* verflucht hatte. Und wenn ich mich aus Versehen dazu verflucht hatte, eine Woche lang zu bluten, dann weiß nur Gott, was ich ihnen antun könnte.

Es dauerte ein ganzes Jahr, bis der Heiler des Schiffes, Rashidi, zu mir kam und mich fragte: »Hast du geblutet, Amare?«

»Wa... was?« Ich stotterte.

»Hast du *geblutet*? Wenn ja, dann weißt du, wovon ich spreche.« Ich schaute mich in der Kabine um. *Soll ich es ihm sagen?* Es könnte leicht eine Falle sein.

Vielleicht war Blut aus dem Intimbereich ein Symptom, das *alle* Hexen hatten, und Rashidi wollte mich in eine Falle locken, damit ich zugab, dass ich eine Hexe war.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass er es merken würde, wenn ich lügen würde. Also nickte ich stattdessen. Einmal. Kurz.

Rashidi lächelte. »Du bist jetzt eine Frau, Lass.«

Plötzlich wurde mir eiskalt. Ein Mädchen an Bord eines Schiffes war eine Sache; eine *Frau* war etwas ganz anderes.



Diese Nacht ist die ruhigste seit Wochen. Glattes Wasser breitet sich unter dem Schiffsrumpf aus wie ein Boden aus Glas. In solchen Nächten, wenn wir den Anker werfen und die ganze Mannschaft schlafen lassen, klaue ich eine Decke aus dem Schrank und klettere auf die Spitze des Krähennestes. Ich strecke mich in meinem Korb über dem Dach der Welt aus, mit dem Bauch zum Himmel.

Zuvor war die Truhe ungeöffnet in den Quartieren des Captains verschwunden. Natürlich. Ich bekomme *nie* zu sehen, was in den Truhen ist, die wir finden – nicht einmal, wenn ich sie selbst gefunden habe. Auch jetzt, an der Schwelle zu dem Alter, in dem die meisten Frauen ihr Erwachsenenleben beginnen, werde ich immer noch wie ein Kind behandelt. Ein kleines Mädchen, das geschützt werden muss.

Ich seufze. In manchen Nächten schaue ich die Sterne an und bete, dass keiner von ihnen auf die Erde fällt. Dass sich keiner von ihnen in einen feurigen Meteorit verwandelt und uns in Stücke reißt. Als Kind hat mich diese Vorstellung so erschreckt, dass ich anfang, die Sterne zu zählen, um sicherzugehen, dass ich weiß, wenn einer verloren geht. Ich schaffte es nie über fünfzig, bevor ich in einen fröstelnden Schlaf fiel.

Aber heute Nacht zähle ich nichts. Ich liege friedlich im Krähennest, die Hände auf dem Bauch gefaltet, und lausche dem Plätschern und Knarren des Ruders, das im Meer treibt. Es ist für mich erstaunlich, dass ein so schweres Objekt so mühelos auf dem Wasser treiben kann. Dass es tonnenweise Gewicht tragen kann, in haushohe Wellen geworfen wird, Sturmböen, Haifiszähne und Angriffe unserer Feinde übersteht und trotzdem nicht auf den Grund sinkt. Ich liebe dieses Schiff von ganzem Herzen.

Während unser Schiffsrumpf sanft in den Wellen schwankt und die Seepocken und den Schmutz abspült, glaube ich, den Ozean nach mir rufen zu hören. Ich glaube, ich höre ihn meinen Namen flüstern.